

Joël Dicker

Die Fortsetzung des Weltbestsellers

»Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert«



Roman

Die Affäre Alaska Sanders

PIPER

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Joël Dicker

Die Affäre
Alaska Sanders

Roman

Übersetzung aus dem Französischen
von Michaela Meßner und Amelie Thoma

PIPER

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de/literatur

Von Joël Dicker liegen im Piper Verlag vor:
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert
Die Geschichte der Baltimores
Das Verschwinden der Stephanie Mailer
Das Geheimnis von Zimmer 622
Die letzten Tage unserer Väter
Die Affäre Alaska Sanders



ISBN 978-3-492-07196-3

© Joël Dicker 2022

Titel der französischen Originalausgabe:

»L'affaire Alaska Sanders«,

Éditions Rosie & Wolfe SA, Genf 2022

© Piper Verlag GmbH, München 2023

Gesetzt aus der Minion

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

*Für Marie-Claire Ardouin,
ohne die nichts möglich gewesen wäre*

DER TAG VOR DEM MORD

Freitag, 2. April 1999

Als Letzter lebend gesehen hatte sie Lewis Jacob, der Besitzer einer Tankstelle an der Route 21, gegen 19:30 Uhr, als er seinen Shop neben den Zapfsäulen verließ. Er wollte seine Frau an ihrem Geburtstag zum Essen ausführen.

»Bist du sicher, dass es dir nichts ausmacht, den Laden nachher abzuschließen?«, sagte er zu seiner Angestellten, die hinter der Kasse stand.

»Das mach ich doch gern, Mr Jacob.«

»Danke, Alaska.«

Lewis Jacob ließ den Blick auf der jungen Frau ruhen. Sie war eine Schönheit. Ein Sonnenschein. Und so freundlich! In den sechs Monaten, die sie bei ihm arbeitete, hatte sie sein Leben verändert.

»Und du?«, fragte er. »Irgendwelche Pläne für heute Abend?«

»Ich habe eine Verabredung ...« Sie lächelte.

»Wenn man dich so ansieht, scheint es doch mehr als eine bloße Verabredung zu sein.«

»Ein romantisches Dinner«, gestand sie.

»Walter ist ein Glückspilz«, sagte Lewis. »Dann läuft es also wieder besser zwischen euch?«

Als Antwort zuckte Alaska nur mit den Schultern. Lewis betrachtete sich in einer Fensterscheibe und rückte seine Krawatte zu-recht.

»Wie sehe ich aus?«, fragte er.

»Perfekt! Gehen Sie nur, sonst kommen Sie noch zu spät.«

»Schönes Wochenende, Alaska. Bis Montag.«

»Ihnen auch, Mr Jacob.«

Sie lächelte ihn noch einmal an. Dieses Lächeln würde er nie vergessen.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr war Lewis Jacob wieder da, um die Tankstelle aufzumachen. Gleich nach Betreten des Ladens schloss er die Tür hinter sich ab, um alles für die ersten Kunden vorzubereiten. Plötzlich trommelte jemand gegen die Glastür. Er drehte sich um und sah eine Joggerin mit angstverzerrtem Gesicht, die irgendetwas schrie. Er rannte zur Tür und öffnete ihr. Die junge Frau stürmte schreiend in den Laden: »Rufen Sie die Polizei! Rufen Sie die Polizei!«

Jener Morgen sollte das Schicksal einer Kleinstadt in New Hampshire wenden.



PROLOG

Was 2010 geschah

Die Jahre 2006 bis 2010 habe ich als schwierige Jahre in Erinnerung, trotz der Erfolge und trotz allen Ruhms. Sie waren gewiss die größte Achterbahnfahrt meines Lebens.

Ehe ich Ihnen also die Geschichte von Alaska Sanders erzähle, die am 3. April 1999 in Mount Pleasant, New Hampshire, tot aufgefunden wurde, und Ihnen erkläre, wie es dazu kam, dass ich im Sommer 2010 bei diesem elf Jahre alten Mordfall zu den Ermittlungen hinzugezogen wurde, muss ich zunächst ein paar Worte über meine damalige Situation und besonders über den Verlauf meiner jungen Schriftstellerkarriere verlieren.

Diese hatte im Jahr 2006 mit einem Romanerstling, der sich millionenfach verkaufte, fulminant begonnen. Mit gerade einmal sechsundzwanzig Jahren gehörte ich zum höchst exklusiven Club der reichen und berühmten Autoren und wurde in den Zenit der amerikanischen Literaturszene katapultiert.

Doch ich musste schon bald feststellen, dass der Ruhm seinen Preis hat: Wer meine Karriere von Anfang an verfolgt hat, weiß, wie sehr der immense Erfolg meines ersten Romans mich aus der Bahn werfen sollte. Erdrückt von meinen eigenen Lorbeeren, konnte ich nicht mehr schreiben. Schreibblockade, Inspirationsblockade, Angst vor dem weißen Blatt. Absturz.

Dann ereignete sich der Fall Harry Quebert, von dem Sie sicherlich schon gehört haben. Am 12. Juni 2008 wurde die Leiche von Nola Kellergan, die 1975 im Alter von fünfzehn Jahren verschwunden war, im Garten von Harry Quebert, einer legendären Gestalt der amerikanischen Literatur, ausgegraben. Dieser Fall traf mich sehr hart, denn Harry Quebert war mein ehemaliger Professor und zu jener Zeit vor allem mein engster Freund. Ich konnte nicht glauben, dass er schuldig war. Und so fuhr ich, allein gegen alle, kreuz und quer durch New Hampshire, um eigene Nachforschungen anzustellen. Doch obwohl es mir schließlich gelang, Harrys Unschuld zu beweisen, sollten die Geheimnisse, die ich über ihn entdeckte, unsere Freundschaft zerstören.

Die Ermittlung fasste ich in einem Buch zusammen: *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert*, das im Herbst 2009 erschien und dessen Erfolg mich endgültig zu einem Schriftsteller von nationaler Be-

deutung machte. Dieses Buch war die Bestätigung, auf die Leser und Kritiker seit meinem ersten Roman gewartet hatten, um mir endlich den Ritterschlag zu erteilen. Ich war kein flüchtiges Wunderkind mehr, keine von der Nacht verschluckte Sternschnuppe, kein bereits verglühtes Lauffeuer: Ich war nun ein von seinesgleichen und von der Öffentlichkeit anerkannter Schriftsteller. Darüber war ich sehr erleichtert. Es war, als hätte ich mich selbst wiedergefunden, nachdem ich drei Jahre lang durch die Wüste des Erfolgs geirrt war.

Und so überkam mich in den letzten Wochen des Jahres 2009 eine große Gelassenheit. Am Abend des 31. Dezember feierte ich inmitten einer fröhlichen Menschenmenge am Times Square den Beginn des neuen Jahres. Seit 2006 hatte ich diese Tradition nicht mehr gepflegt. Seit dem Erscheinen meines ersten Buches. Ich fühlte mich gut in jener Nacht, anonym unter Anonymen. Mein Blick kreuzte den einer Frau, die mir auf Anhieb gefiel. Sie trank Champagner. Lächelnd reichte sie mir die Flasche.

Wenn ich daran zurückdenke, was in den darauffolgenden Monaten geschah, erinnere ich mich immer auch an diese Szene, die mir die Illusion gab, endlich Frieden gefunden zu haben.

Die Ereignisse des Jahres 2010 sollten mich eines Besseren belehren.

DER TAG DES MORDES

3. April 1999

Es war sieben Uhr morgens. Sie lief allein entlang der Route 21, durch eine grüne Landschaft. Die Musik aus den Kopfhörern half ihr, das Tempo zu halten. Schnelle, lange Schritte, kontrollierte Atmung. In zwei Wochen würde sie beim Boston-Marathon an den Start gehen. Sie war bereit.

Der Tag fühlte sich perfekt an. Die aufgehende Sonne schickte ihre Strahlen über die Wildblumenfelder, hinter denen sich der endlose Wald des White Mountain erstreckte.

Kurz darauf kam sie zu Lewis Jacobs Tankstelle, die genau sieben Kilometer von ihrem Haus entfernt lag. Ursprünglich hatte sie hier umkehren wollen, doch dann beschloss sie, sich noch etwas mehr zu fordern. Sie lief an der Tankstelle vorbei und weiter bis zur Kreuzung von Grey Beach. Dort bog sie auf die unbefestigte Straße ab, die an den heißen Tagen von Sommerurlaubern überrannt wurde. Sie führte zu einem Parkplatz, von dem ein Wanderweg abzweigte, über den man durch den White Mountain Forest zum Grey Beach, einem breiten Kiesstrand am Skotam-See gelangte. Auf dem Parkplatz bemerkte sie ein blaues Cabrio mit dem Kennzeichen von Massachusetts, schenkte ihm aber keine weitere Beachtung. Sie bog in den Weg ein und lief Richtung Strand.

Sie hatte gerade den Waldrand erreicht, als sie am Ufer einen dunklen Schatten wahrnahm, der sie abrupt innehalten ließ. Erst nach ein paar Sekunden begriff sie, was dort geschah. Sie war vor Schreck wie gelähmt. Er hatte sie nicht gesehen. Jetzt bloß kein Geräusch machen, ihn nicht auf sich aufmerksam machen. Sonst würde er zweifellos auch sie angreifen. Sie versteckte sich hinter einem Stamm.

Das Adrenalin gab ihr die Kraft, möglichst geräuschlos den Weg zurückzuschleichen, und als sie sich außer Gefahr wähnte, nahm sie die Beine in die Hand und rannte. Sie rannte, wie sie noch nie zuvor gerannt war. Sie war absichtlich ohne Handy aufgebrochen. Jetzt bereute sie es!

Sie gelangte zur Route 21 und hoffte, es würde ein Auto vorbeifahren – aber nichts. Als wäre sie allein auf der Welt. Also sprintete sie zur Tankstelle von Lewis Jacob. Dort würde sie Hilfe bekommen. Doch als sie endlich ankam, völlig außer Atem, war der Laden geschlossen. Schließlich bemerkte sie drinnen den Tankstellenbesitzer und hämmerte so lange gegen die Tür, bis er ihr öffnete. Sie stürzte hinein und schrie:

»Rufen Sie die Polizei! Rufen Sie die Polizei!«

AUSZUG AUS DEM POLIZEIBERICHT BEFRAGUNG VON PETER PHILIPPS

[Peter Philipps ist seit etwa 15 Jahren Polizist in Mount Pleasant. Er war der erste Beamte, der am Tatort eintraf. Seine Zeugenaussage wurde am 3. April 1999 in Mount Pleasant aufgenommen.]

Als ich über den Ruf der Zentrale erfuhr, was am Grey Beach los war, dachte ich zunächst, ich hätte mich verhört. Ich bat den Telefonisten um eine Wiederholung. Ich befand mich gerade in der Gegend von Stove Farm, das ist in der Nähe des Grey Beach.

Sind Sie direkt hingefahren?

Nein, ich fuhr zuerst zur Tankstelle an der Route 21, denn von dort hatte die Zeugin den Notruf abgesetzt. In Anbetracht der Umstände war es mir wichtig, erst mit ihr zu sprechen, bevor ich eingriff. Ich wollte wissen, was mich am Strand erwartete. Besagte Zeugin war eine vollkommen verängstigte junge Frau. Sie erzählte mir, was passiert war. Ich bin jetzt schon seit fünfzehn Jahren Polizist, aber mit einer solchen Situation war ich noch nie konfrontiert.

Was taten Sie dann?

Ich machte mich unverzüglich auf den Weg zum Tatort.

Sind Sie allein hingegangen?

Ich hatte keine andere Wahl. Wir durften keine Minute verlieren. Ich musste ihn finden, bevor er die Flucht ergriff.

Was geschah dann?

Ich raste wie ein Irrer von der Tankstelle zum Parkplatz von Grey Beach. Als ich dort ankam, fiel mir ein blaues Cabrio auf, mit dem Kennzeichen von Massachusetts. Ich packte mein Gewehr und rannte den Weg zum See hinunter.

Und dann?

Als ich am Strand auftauchte, war er immer noch da und ließ nicht von dem armen Mädchen ab. Ich schrie, damit er aufhörte, er hob den Kopf und starrte mich an. Er begann sich langsam auf mich zuzubewegen. Mir war sofort klar: entweder er oder ich. Fünfzehn Dienstjahre, und ich hatte noch nie einen Schuss abgefeuert. Bis zu jenem Morgen.



ERSTER TEIL

Von den Folgen
des Erfolges

Auf die riesigen Hallen am Ufer des Sankt-Lorenz-Stroms, in denen die Filmstudios untergebracht waren, fiel ein frühlingshafter Schnee. Seit einigen Monaten wurde dort mein erster Roman, G wie Goldstein, verfilmt.

KAPITEL 1

Nach dem Fall Harry Quebert

*Montreal, Quebec
5. April 2010*

Der Zufall wollte es, dass der Beginn der Dreharbeiten mit dem Erscheinen von *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* zusammenfiel. Nach dem erfolgreichen Buch wurde der Film bereits überall begeistert gefeiert, und die ersten Bilder hatten in Hollywood Aufsehen erregt.

Während draußen ein kalter Wind die Schneeflocken umherwirbelte, hatte man im Studio fast das Gefühl, es wäre Hochsommer: In der erstaunlich realistisch wirkenden Kulisse einer belebten Straße schienen die Schauspieler und Statisten, die von starken Scheinwerfern angestrahlt wurden, unter einer sengenden Sonne zu brüten. Es war eine meiner Lieblingsszenen im Buch: Auf der Terrasse eines Cafés, an dem zahlreiche Passanten vorbeigehen, treffen sich die beiden Protagonisten Mark und Alicia endlich wieder, nachdem sie sich jahrelang aus den Augen verloren hatten. Worte sind überflüssig, ihre Blicke genügen, um die verlorene Zeit wettzumachen, die sie ohneinander verbracht haben.

Ich saß hinter den Kontrollbildschirmen und verfolgte die Aufnahme.

»Schnitt!«, schrie plötzlich der Regisseur und zerstörte damit den Zauber des Augenblicks. »Die nehmen wir.« Der erste Assistent, der neben ihm saß, gab die Anweisung über Funk weiter: »Die nehmen wir. Ende der Dreharbeiten für heute.«

Sofort verwandelte sich das Set in einen Ameisenhaufen. Die Techniker packten ihre Ausrüstung zusammen, während die Schauspieler unter den enttäuschten Blicken der Statisten, die sich über ein paar Worte, ein Foto oder ein Autogramm gefreut hätten, in ihre Garderoben zurückkehrten.

Ich schlenderte durch die Kulissen. Die Straße, die Bürgersteige, die Laternen, die Schaufenster – alles wirkte so echt. Ich betrat das Café, voller Bewunderung für die Liebe, die man hier auf jedes Detail verwandt hatte. Ich hatte das Gefühl, in meinem Roman herumzuspazieren. Ich schlich mich hinter die Theke, die mit Sandwiches und Gebäck vollgepackt war: Alles, was man auf der Leinwand sehen konnte, musste realistisch wirken.

Dieser kontemplative Moment war nur von kurzer Dauer, denn eine Stimme riss mich aus meinen Gedanken:

»Bedienen Sie heute, Goldman?« Es war Roy Barnaski, der exzentrische Verleger von Schmid & Hanson, der meine Bücher publizierte. Er war am Morgen aus New York angereist, ohne jede Vorwarnung.

»Einen Kaffee, Roy?«, schlug ich vor und griff nach einer leeren Tasse.

»Geben Sie mir lieber eines dieser Sandwiches, ich sterbe vor Hunger.«

Ich wusste nicht, ob sie essbar waren, reichte Roy aber trotzdem kurzerhand eine Truthahn-Käse-Kombi.

»Wissen Sie, Goldman«, sagte er, nachdem er genüsslich in die dicken Scheiben gebissen hatte, »dieser Film wird ein Hit! Wir haben übrigens eine Sonderausgabe von *G wie Goldstein* geplant, das wird ein Hit!«

Falls Sie zu denen gehören, die *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* gelesen haben, ist Ihnen mein ambivalentes Verhältnis zu Roy Barnaski wohlbekannt. Die anderen brauchen nur zu wissen, dass er sich seinen Autoren umso wesensverwandter fühlt, je größer die Geldsummen sind, die er mit ihnen verdient. Mir hatte er zwei Jahre zuvor noch die Hölle heißgemacht, weil ich meinen Roman nicht rechtzeitig abgeliefert hatte, doch die Rekordverkäufe von *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* verschafften mir nun in seinem Pantheon der Goldesel einen Ehrenplatz.

»Sie müssen auf Wolke sieben schweben, Goldman«, fuhr Barnaski fort, der offensichtlich nicht merkte, dass er mir lästig war. »Erst der Bucherfolg und jetzt dieser Film. Erinnern Sie sich noch, wie ich vor zwei Jahren alle Hebel in Bewegung gesetzt habe, damit Cassandra Pollock die Rolle der Alicia bekommt, und Sie mich mit Vorwürfen überhäufte? Schauen Sie, wie sehr sich das gelohnt hat! Alle sind sich einig, dass sie sensationell ist!«

»Wie könnte ich das vergessen, Roy? Sie haben allen weisgemacht, wir hätten eine Affäre.«

»Sie sehen ja, was dabei herausgekommen ist! Ich habe eben einen guten Riecher, Goldman! Deshalb habe ich es so weit gebracht! Übrigens bin ich hier, um etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.«

Schon in dem Augenblick, da ich ihn so unverhofft am Drehort auftauchen sah, war mir klar gewesen, dass er nicht ohne Grund nach Montreal gekommen war.

»Worum geht es?«, fragte ich.

»Eine Neuigkeit, die Sie freuen wird, Goldman. Ich wollte sie Ihnen persönlich überbringen.«

Barnaski fasste mich mit Samthandschuhen an, das war kein gutes Zeichen.

»Spucken Sie es schon aus, Roy.«

Er gab sich einen Ruck: »Wir stehen kurz davor, einen Vertrag mit MGM über die Verfilmung von *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* abzuschließen! Das wird ein Riesending! So riesig, dass sie ganz schnell eine Absichtserklärung unterzeichnen möchten.«

»Ich glaube nicht, dass ich es verfilmen lassen möchte«, antwortete ich schroff.

»Warten Sie, bis Sie den Vertrag gesehen haben, Goldman. Schon bei Unterzeichnung sind Sie um zwei Millionen Dollar reicher! Sie kritzeln Ihren Namen unten auf eine Seite und schwupps! – haben Sie zwei Millionen Dollar mehr auf Ihrem Bankkonto. Ganz zu schweigen von der Gewinnbeteiligung am Film und allem anderen!«

Ich hatte keine Lust zu diskutieren. »Besprechen Sie das mit meinem Agenten oder meinem Anwalt«, schlug ich vor, um die Sache abzukürzen, was Barnaski sehr ärgerte.

»Wenn mich die Meinung Ihres beschissenen Agenten interessieren würde, Goldman, wäre ich nicht hergekommen!«

»Konnte das nicht bis zu meiner Rückkehr nach New York warten?«

»Ihre Rückkehr nach New York? Sie sind schlimmer als der Wind, Goldman, Sie können nie an einem Ort bleiben!«

»Harry würde einem Film nicht zustimmen«, sagte ich und verzog das Gesicht.

»Harry?«, presste Barnaski hervor. »Harry Quebert?«

»Ja, Harry Quebert. Ende der Diskussion: Ich will keinen Film, weil ich mich nicht mehr damit befassen will. Ich will den Fall vergessen. Ich möchte ein neues Kapitel aufschlagen.«

»Hören Sie sich nur dieses Quengelbaby an!«, sagte Barnaski, der es nicht ertrug, wenn man ihm widersprach. »Man reicht ihm eine Schöpfkelle voll Kaviar, aber Baby Goldman ist trotzig und will den Mund nicht aufmachen!«

Ich hatte die Nase voll. Barnaski bereute sofort, dass er mich so überfahren hatte, und wollte es wiedergutmachen, indem er mit honigsüßer Stimme sagte: »Lassen Sie mich Ihnen das Projekt erklären, mein lieber Marcus. Sie werden sehen, wie schnell Sie Ihre Meinung ändern.«

»Ich brauche erst mal frische Luft.«

»Lassen Sie uns heute Abend zusammen essen gehen! Ich habe in einem Restaurant in der Altstadt von Montreal einen Tisch reserviert. Sagen wir, zwanzig Uhr?«

»Ich habe heute Abend eine Verabredung, Roy. Wir sprechen uns in New York.«

Ich ließ ihn mit seiner Sandwich-Attrappe in der Hand am Set stehen und ging zum Haupteingang des Studios. Kurz vor den großen Flügeltüren befand sich ein Imbissstand. Jeden Tag nach den Dreharbeiten trank ich dort noch einen Kaffee. Es bediente immer die gleiche Kellnerin. Sie reichte mir, bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte, einen Pappbecher mit Kaffee. Ich dankte ihr mit einem Lächeln. Sie lächelte zurück. Ich werde oft angelächelt. Aber ich weiß nicht mehr, ob die Leute mich anlächeln, den Menschen, der vor ihnen steht, oder aber den Schriftsteller, den sie gelesen haben. Wie

zum Beweis zog die junge Frau ein Exemplar von *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* hinter ihrem Tresen hervor.

»Gestern Abend habe ich es zu Ende gelesen«, sagte sie. »Dieses Buch kann man einfach nicht mehr aus der Hand legen! Würden Sie es mir signieren?«

»Mit Vergnügen. Ihr Vorname?«

»Deborah.«

Deborah, natürlich. Das hatte sie mir schon zehn Mal gesagt.

Ich holte einen Stift aus meiner Tasche und schrieb auf das Deckblatt den üblichen Satz, den ich immer für meine Widmungen verwende:

*Für Deborah,
die jetzt die ganze Wahrheit über
den Fall Harry Quebert kennt.
Marcus Goldman*

»Einen schönen Tag, Deborah«, sagte ich und reichte ihr das Exemplar.

»Einen schönen Tag, Marcus. Bis morgen!«

»Da fliege ich zurück nach New York. In einer Woche bin ich wieder hier.«

»Dann also bis bald.«

Als ich gerade gehen wollte, fragte sie: »Haben Sie ihn wiedergesehen?«

»Wen?«

»Harry Quebert.«

»Nein, ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.«

Ich ging durch die Tür des Studios hinaus und stieg in den Wagen, der dort auf mich wartete. *Haben Sie Harry Quebert wiedergesehen?* Seit dem Erscheinen des Buches wurde ich immer wieder danach gefragt. Und jedes Mal versuchte ich, diese Frage zu beantworten, als würde sie mich überhaupt nicht tangieren. Als würde ich nicht jeden Tag darüber nachdenken. Wo war Harry? Und was war aus ihm geworden?

Nach der Fahrt am Sankt-Lorenz-Strom entlang ging es bergauf

Richtung Innenstadt von Montreal, deren Wolkenkratzer sich schon bald vor mir abzeichneten. Ich mochte diese Stadt. Ich fühlte mich wohl dort. Vielleicht weil dort jemand auf mich wartete. Seit ein paar Monaten gab es endlich wieder eine Frau in meinem Leben.

In Montreal wohnte ich im Ritz-Carlton, immer in derselben Suite im obersten Stockwerk. Als ich das Hotel betrat, sprach der Rezeptionist mich an, um mir mitzuteilen, ich werde an der Bar erwartet. Ich lächelte: Sie war angekommen.

Ich entdeckte sie an einem Tisch etwas abseits, neben dem Kamin, wo sie, noch immer in ihrer Pilotinnenuniform, an einem Moscow Mule nippte. Als sie mich sah, begannen ihre Augen zu strahlen. Sie küsste mich, ich umarmte sie. Sie gefiel mir jedes Mal besser.

Raegan war dreißig Jahre alt, genau wie ich. Sie war Pilotin bei Air Canada. Wir waren seit über drei Monaten zusammen. Mit ihr fühlte sich mein Leben ausgefüllter an, erfüllter. Ich empfand dies umso stärker, als ich mich sehr schwergetan hatte, eine Frau zu finden, die mir wirklich gefiel.

Meine letzte ernsthafte Beziehung – mit Emma Matthews – lag fünf Jahre zurück und hatte nur wenige Monate gehalten. Nachdem ich *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* beendet hatte, nahm ich mir vor, mich nun ganz meinem Liebesleben zu widmen. Ich stürzte mich in eine Reihe von Abenteuern, die jedoch alle nicht weit führten. Vielleicht hatte ich mich zu sehr unter Druck gesetzt. Jede dieser Begegnungen wurde schnell zu einer Art Einstellungsgespräch: Ich beobachtete die Frau, mit der ich mich erst seit ein paar Minuten unterhielt, und fragte mich, ob sie eine gute Partnerin, eine gute Mutter für meine Kinder sein würde. Und im nächsten Moment mischte sich auch schon meine eigene Mutter ein, die, meinen Gedanken entsprungen, wie ein ungebetener Gast aufkreuzte. Sie schnappte sich einen leeren Stuhl, setzte sich neben die arme junge Frau und begann, unzählige Fehler an ihr festzustellen. Und so gab meine Mutter – oder vielmehr ihr Gespenst – den Kampfrichter bei unserem Date. *Markie, meinst du, sie ist die Richtige?*, flüsterte sie mir ihre abgedroschene Lieblingsfloskel ins Ohr, als müssten wir uns fürs ganze Leben aneinanderbinden, dabei wussten wir doch noch nicht ein-

mal, ob wir den Abend überstehen würden. Und weil meine Mutter sich große Dinge von mir erhoffte, fügte sie hinzu: *Sag mal, Markie, kannst du dir vorstellen, wie dir im Weißen Haus die Medal of Freedom verliehen wird, mit diesem Mädchen an deinem Arm?* Der letzte Satzteil wurde im Allgemeinen mit großer Verachtung geäußert, als wollte sie ihr damit den Todesstoß versetzen. Und das tat sie dann auch. So kam es, dass meine arme Mutter, ohne es zu ahnen, mein unbeweibtes Leben nur noch verlängerte. Bis ich, auch das dank ihr, Raegan kennenlernte.

*Drei Monate zuvor
31. Dezember 2009*

Wie immer vor Silvester war ich nach Montclair, New Jersey, gefahren, um meine Eltern zu besuchen. Als wir im Wohnzimmer Kaffee tranken, sagte meine Mutter diesen dummen Satz, den sie manchmal von sich gab und der mich fuchsteufelswild machte:

»Was soll man dir fürs neue Jahr wünschen, mein Schatz, wo du doch schon alles hast?«

»Einen verlorenen Freund wiederzufinden«, gab ich patzig zur Antwort.

»Ist ein Freund von dir gestorben?«, erkundigte sich meine Mutter, die die Anspielung nicht verstanden hatte.

»Ich meine Harry Quebert«, erklärte ich. »Ich würde ihn gern wiedersehen. Ich will wissen, was aus ihm geworden ist.«

»Zum Teufel mit diesem Harry Quebert! Er hat dir nichts als Ärger gebracht! Echte Freunde bringen einem keinen Ärger.«

»Er hat mir geholfen, Schriftsteller zu werden. Ich verdanke ihm alles.«

»Du schuldest niemandem etwas, außer deiner Mutter, der du dein Leben verdankst! Markie, du brauchst keine Freunde, du brauchst eine Freundin! Warum hast du keine Freundin? Willst du mir keine Enkelkinder schenken?«

»Es ist nicht so einfach, jemanden kennenzulernen, Mama.«

Meine Mutter bemühte sich um einen milderen Ton: »Markie, Schatz, ich glaube, du strengst dich nicht genug an, jemanden zu finden. Du gehst nicht genug aus. Ich weiß, dass du dir manchmal stundenlang das Album mit Fotos von dir und diesem Harry Quebert ansiehst.«

»Woher weißt du das?«, fragte ich überrascht.

»Deine Putzfrau hat es mir erzählt.«

»Seit wann sprichst du mit meiner Putzfrau?«

»Seitdem du mir nichts mehr erzählst!«

In diesem Moment fiel mein Blick auf ein gerahmtes Foto, das meinen Onkel Saul, meine Tante Anita und meine Cousins Hillel und Woody in Florida zeigte.

»Weißt du, wenn dein Onkel Saul ...«, flüsterte meine Mutter.

»Reden wir nicht darüber, bitte, Mama!«

»Ich möchte nur, dass du glücklich bist, Markie. Du hast keinen Grund, es nicht zu sein.«

Ich wollte einfach nur weg. Ich stand auf und schnappte mir meine Jacke.

»Was hast du heute Abend vor, Markie?«, fragte meine Mutter.

»Ich gehe mit Freunden aus«, log ich, um sie zu beruhigen.

Ich gab ihr und meinem Vater einen Kuss und ging.

Meine Mutter hatte recht: Bei mir zu Hause gab es ein Album, in das ich mich jedes Mal vertiefte, wenn mir wehmütig ums Herz wurde. Wieder zurück in New York, tat ich übrigens genau das. Ich trank ein Glas Scotch und blätterte darin. Ich hatte Harry genau ein Jahr zuvor das letzte Mal gesehen, an einem Abend im Dezember 2008, an dem er mich bei mir zu Hause besucht hatte. Seither gab es von ihm kein Lebenszeichen mehr. Durch meinen Versuch, die Mordanklage von ihm abzuwenden und seine Ehre wiederherzustellen, hatte ich ihn verloren. Ich vermisste ihn schrecklich.

Natürlich hatte ich mich bemüht, seine Spur zu finden – leider vergebens. Ich kehrte regelmäßig nach Aurora, New Hampshire, zurück, wo er die letzten dreißig Jahre gelebt hatte. Spazierte stundenlang durch die kleine Stadt. Irrte stundenlang um sein Haus in Goose Cove herum. Bei jedem Wetter, zu jeder Stunde. Ihn wiederfinden. Alles wiedergutmachen. Doch Harry tauchte nie dort auf.

Während ich in mein Album versunken war und mich wehmütig daran erinnerte, was wir einander bedeutet hatten, klingelte plötzlich mein Festnetztelefon. Einen kurzen Augenblick dachte ich, er wäre es, der anrief. Ich stürzte zum Hörer, um ihn abzunehmen. Es war meine Mutter.

»Warum gehst du denn ran, Markie?«, fragte sie vorwurfsvoll.

»Weil du mich anrufst, Mama.«

»Markie, es ist Silvester! Du hast mir gesagt, du würdest Freunde treffen! Sag mir nicht, dass du allein zu Hause sitzt und dir schon wieder diese teuflischen Fotos ansiehst! Ich werde deine Putzfrau bitten, sie zu verbrennen.«

»Ich werde sie entlassen, Mama. Deinetwegen hat eine tüchtige Frau gerade ihren Job verloren. Bist du nun zufrieden?«

»Du sollst rausgehen, Markie! Ich weiß noch, wie du früher, als du noch in der Schule warst, den Jahreswechsel immer am Times Square gefeiert hast. Ruf ein paar Freunde an und geh raus! Das ist ein Befehl! Seiner Mutter muss man gehorchen.«

Also machte ich mich auf den Weg zum Times Square, allein, denn in New York hatte ich keine Freunde, die ich hätte anrufen können. Als ich bei dem Platz ankam, auf dem die Menschen sich zu Hunderttausenden drängten, fühlte ich mich gut. Friedlich. Ich ließ mich mit der Menge treiben. Und da begegnete ich dieser jungen Frau, die aus einer Flasche Champagner trank. Sie lächelte mich an. Und war mir auf Anhieb sympathisch.

Als es Mitternacht schlug, küsste ich sie.

So trat Raegan in mein Leben.

Nach dieser Begegnung besuchte Raegan mich mehrmals in New York, und wir trafen uns in Montreal, wenn ich zu den Dreharbeiten fuhr. Im Grunde kannten wir uns immer noch kaum, dabei waren wir schon seit drei Monaten zusammen. Wir planten unsere nächsten Treffen zwischen zwei Flügen oder zwei Drehtagen. Doch an jenem Abend im April, in der Bar des Ritz in Montreal, merkte ich, wie viel ich für sie empfand. Und während wir uns über alles Mögliche unter-

hielten, bestand sie mit links den Test als zukünftige Ehefrau und Mutter meiner Kinder: Ich stellte mir verschiedene Lebenssituationen vor, und in jeder einzelnen konnte ich sie mir bestens an meiner Seite denken.

Raegan flog am nächsten Morgen um sieben Uhr nach New York-JFK. Als ich ihr vorschlug, irgendwo essen zu gehen, meinte sie, wir sollten lieber im Hotel bleiben.

»Gerne, das Hotelrestaurant ist sehr gut«, sagte ich.

»Dein Zimmer ist noch besser«, erwiderte sie lächelnd.

Wir zogen uns in meine Suite zurück, wo wir lange in der riesigen Badewanne lagen und im Schutz des heißen Schaumbades durch das Panoramafenster den Schnee bewunderten, der stetig auf Montreal fiel. Dann ließen wir den Zimmerservice kommen. Alles schien einfach, zwischen uns bestand eine Art Osmose. Ich bedauerte nur, dass ich nicht mehr Zeit mit Raegan verbringen konnte. Der Grund: die geografische Entfernung (ich lebte in New York und sie in einer kleinen Stadt eine Stunde südlich von Montreal, in der ich noch nie gewesen war), vor allem aber ihr straffer Flugplan, der ihr nicht viel Freizeit ließ. Auch dieses Treffen bildete keine Ausnahme von der Regel, und es wurde eine kurze Nacht: Um fünf Uhr morgens, als das Hotel noch schlief, waren Raegan und ich schon aufgestanden. Durch die Badezimmertür betrachtete ich sie. Sie trug ihre Uniformhose, aber sonst nur einen BH und schminkte sich, während sie eine Tasse Kaffee trank. Wir würden beide nach New York aufbrechen, jedoch getrennt reisen. Sie würde den Luftweg nehmen und ich die Straße, denn ich war mit dem Auto hergekommen. Ich fuhr sie bis zum Flughafen Montreal-Trudeau. Als ich vor dem Terminal anhielt, fragte mich Raegan: »Warum bist du nicht mit dem Flugzeug gekommen, Marcus?«

Ich zögerte einen Moment, denn ich konnte ihr ganz bestimmt nicht gestehen, warum ich diese Entscheidung getroffen hatte.

»Ich mag die Strecke zwischen New York und Montreal«, log ich.

Sie gab sich nur halb mit dieser Erklärung zufrieden.

»Sei ehrlich, du hast doch nicht etwa Flugangst?«

»Natürlich nicht.«

Sie küsste mich und beruhigte mich mit einem: »Ich mag dich trotzdem.«

»Wann sehe ich dich wieder?«, wollte ich wissen.

»Wann kommst du denn wieder nach Montreal?«

»Am 12. April.«

Sie sah in ihren Kalender: »Ich werde über Nacht in Chicago sein, und dann folgt eine Woche mit Schichtwechsel in Toronto.«

Sie sah meine enttäuschte Miene. »Anschließend habe ich eine Woche frei. Ich verspreche dir, dann werden wir Zeit füreinander haben. Wir werden uns in deinem Hotelzimmer einschließen und uns nicht vom Fleck rühren.«

»Wie wäre es, wenn wir ein paar Tage wegfahren würden?«, schlug ich vor. »Weder New York noch Montreal. Nur du und ich, irgendwohin.«

Sie nickte begeistert und schenkte mir ihr schönsten Lächeln. »Das würde mir sehr gefallen«, flüsterte sie, als wäre es ein beinahe anzüglichen Geständnis.

Sie küsste mich lange, dann stieg sie aus dem Auto und ließ mich mit vielen Hoffnungen zurück, was aus uns beiden werden könnte. Während ich zusah, wie sie im Flughafengebäude verschwand, beschloss ich, einen romantischen Trip zu einem Hotel auf den Bahamas zu organisieren, von dem ich gehört hatte: *Harbour Island*. Sofort griff ich nach meinem Handy und suchte die Website des Hotels. Es lag auf einer Privatinsel und sah paradiesisch aus. Hier würden wir ihre freie Woche verbringen, am Sandstrand eines türkisfarbenen Meeres. Ich buchte sofort und machte mich dann auf den Rückweg nach New York.

Ich fuhr durch die Cantons-de-l'Est bis nach Magog – wo ich anhielt, um einen Kaffee zu kaufen – und dann hinunter in die kleine Stadt Stanstead, die an die USA grenzt und von der Sie vielleicht schon gehört haben, weil es dort die einzige Bibliothek der Welt gibt, die sich genau zwischen zwei Ländern befindet.

Als ich die Grenze überquerte, fragte mich der amerikanische Zollbeamte, der meinen Pass kontrollierte, mechanisch, woher ich kam und wohin ich wollte. Als ich antwortete, ich käme aus Montreal und wollte nach Manhattan, stellte er fest: »Das ist nicht der direkteste Weg nach New York.« In der Annahme, ich hätte mich verfahren, erklärte er mir, wie ich zur Route 87 gelangen konnte. Ich hörte

ihm höflich zu und hatte nicht die geringste Absicht, seinen Anweisungen zu folgen.

Ich wusste genau, wohin ich wollte.

Ich war auf dem Weg nach Aurora, New Hampshire. Dorthin, wo mein Freund Harry Quebert den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, bevor er verschwunden war, ohne eine Adresse zu hinterlassen.

DER TAG DES MORDES

3. April 1999

Ein Zivilfahrzeug der Polizei raste mit Blaulicht und Sirene über die Route 21, die die Kleinstadt Mount Pleasant mit dem Rest von New Hampshire verbindet. Der Asphaltstreifen führte durch eine Landschaft aus Wildblumenfeldern und seerosenbewachsenen Teichen, hinter denen sich der endlose White Mountain Forest erstreckte.

Sergeant Perry Gahalowood war der Fahrer des Chevrolet Impala. Neben ihm saß sein Partner, Sergeant Matt Vance, der auf eine Karte der Gegend starrte.

»Es kommt jetzt gleich auf der rechten Seite«, sagte Vance, als sie eine Tankstelle passierten. »Du müsstest einen kleinen Weg sehen, der in den Wald abzweigt.«

»Die örtliche Polizei dürfte da jemanden postiert haben, der uns zeigt, wo es langgeht.«

Die beiden Polizisten ahnten nicht, was für ein Empfangskomitee sie erwartete: Nach einer letzten Kurve gerieten sie plötzlich in einen Stau. Perry umfuhr ihn im Schritttempo auf der Gegenfahrbahn, wobei ihn vor allem die Dutzenden von Schaulustigen behinderten, die am Straßenrand standen.

»Was zur Hölle ist hier los?«, schimpfte Perry.

»Der übliche Rummel, wenn sich in einer Kleinstadt etwas Dramatisches ereignet: Alle wollen sich einen Logenplatz sichern.«

Schließlich gelangten sie auf Höhe der Abzweigung zum Parkplatz von Grey Beach an eine Polizeisperre. Perry hielt den Beamten durchs geöffnete Fenster seine Marke hin.

»Mordkommission der State Police.«

»Folgen Sie dem Feldweg, immer geradeaus«, wies ihn einer der

Polizisten an und hob ein gestreiftes Absperrband hoch, um sie durchzulassen.

Nach einigen Hundert Metern erreichte der Chevrolet Impala den Waldrand an der weiten, grasbewachsenen Ebene. Ein Beamter der örtlichen Polizei ging dort auf und ab.

»Mordkommission der State Police«, verkündete Gahalowood erneut durchs offene Fenster.

Der Beamte schien von den Ereignissen völlig überfordert.

»Fahren Sie hier ran«, schlug er vor, »ich glaube, da drüben herrscht ein ziemliches Chaos.«

Die beiden Sergeants stiegen aus dem Auto und gingen zu Fuß weiter.

»Warum passiert so was immer ausgerechnet an den Wochenenden, an denen wir Dienst haben?«, fragte Vance schicksals ergeben, als sie die Schotterpiste überquerten. »Weißt du noch, der Fall Greg Bonnet? Das war auch ein Samstag.«

»Bevor ich dein Teamkollege wurde, waren meine Wochenenden vollkommen friedlich«, scherzte Gahalowood. »Ich glaube, du bringst mir Unglück, Alter. Helen wird nicht sehr erfreut sein, ich habe versprochen, ihr heute Abend beim Kistenauspacken zu helfen. Aber sollten wir einen Mordfall an der Backe haben ...«

»Im Moment wissen wir noch gar nicht, ob es sich überhaupt um einen Mord handelt. Es wäre nicht das erste Mal, dass man uns auf einen einfachen Wanderunfall ansetzt.«

Kurz darauf erreichten sie den Parkplatz von Grey Beach, den verschiedene Einsatzfahrzeuge und Rettungswagen verstopften. Es herrschte allgemeine Aufregung. Sie wurden von Francis Mitchell, dem Polizeichef von Mount Pleasant, begrüßt, der sie gleich vorwarnte: »Das ist kein schöner Anblick, meine Herren.«

»Was genau ist passiert?«, fragte Gahalowood. »Uns wurde etwas von einer toten Frau erzählt.«

»Sehen Sie sich das lieber mit eigenen Augen an.« Chief Mitchell brachte sie zu dem Pfad, der zum See führte.

Sowohl Perry Gahalowood als auch Matt Vance waren den Anblick von Leichen und Tatorten gewohnt, aber als sie den Strand erreichten, verschlug es ihnen die Sprache: So etwas hatten sie noch

nie gesehen. Vor ihnen lag die Leiche einer Frau, das Gesicht im Kies vergraben, neben ihr ein toter Bär.

»Wir wurden von einer Joggerin alarmiert«, erklärte Chief Mitchell. »Sie hatte den Bären dabei überrascht, wie er sich über die Frau hermachte.«

»Was meinen Sie mit *hermachen*?«

»Na, wie er sie fraß eben!«

So wie die Frau auf dem Kies lag, hätte man fast meinen können, sie schlief. Das Plätschern des Sees und das frühlinghafte Zwitschern der Vögel verliehen dem Ort etwas Friedliches. Nur der Bär, dessen schwarzes Fell von seinem Blut glänzte, erinnerte daran, welches Drama sich hier vor Kurzem abgespielt hatte.

Matt Vance wandte sich an Chief Mitchell: »Es tut mir sehr leid für die arme Frau, aber ich wüsste wirklich gern, warum Sie wegen eines Bärenangriffs die Mordkommission gerufen haben.«

»Es gibt hier jede Menge Schwarzbären«, antwortete Chief Mitchell, »wir haben damit eine gewisse Erfahrung, glauben Sie mir. Es ist schon zu vielen Zwischenfällen mit ihnen gekommen, doch wenn sie Menschen angreifen, dann nur, um ihr Territorium zu verteidigen, nicht weil sie sie als Beute betrachten.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wenn der Bär diese Frau angefressen hat, heißt das, er ist hier als Aasfresser aufgetreten. Sie war bereits tot, als er sie gefunden hat.«

Gahalowood und Vance näherten sich vorsichtig der Leiche. Aus dieser Entfernung sah sie nicht mehr aus wie eine friedlich Schlafende. Ihre Kleidung war zerfetzt und gab den Blick auf tiefe Bisswunden frei. Ihre Haare waren von geronnenem Blut verklebt.

»Was hältst du davon, Perry?«, fragte Vance.

Gahalowood betrachtete das Opfer. Die Frau trug eine lederne Hose und elegante Stiefeletten.

»Sie ist gekleidet, als wollte sie ausgehen. Ich denke, sie wurde in der Nacht getötet. Die Verletzungen durch den Bären scheinen allerdings frisch zu sein.«

»Sie war also bereits tot, als der Bär sie fand«, wiederholte Vance, »wahrscheinlich bei Tagesanbruch.«

Gahalowood nickte: »Das sieht nicht gut aus. Ruf die Kavallerie.«

Vance zückte sein Handy, um Verstärkung zu holen und die Spurensicherung zu verständigen.

Gahalowood stand immer noch über die Leiche der Frau gebeugt. Dabei fiel ihm ein Stück Papier ins Auge, das aus der Gesäßtasche ihrer Hose ragte. Er zog sich Latexhandschuhe über und nahm es an sich.

Es war ein zweifach gefaltetes Blatt mit einer knappen, computergeschriebenen Nachricht darauf:

ICH WEISS, WAS DU GETAN HAST.